

DRUSILLA CAMPBELL | Das Gewicht der Liebe

## Zum Buch

So lange sie denken kann, muss Roxanne sich um ihre neun Jahre jüngere, sehr labile Schwester Simone kümmern. Ohne Vater wachsen die Schwestern bei ihrer egozentrischen Mutter auf und sind oft allein auf sich gestellt. Als Simone früh heiratet, scheint ihr Glück perfekt, doch schon nach der ersten Schwangerschaft verfällt sie in Depressionen, die sie auch nach der Geburt der vierten Tochter immer wieder heimsuchen. Aufopfernd versucht Roxanne, ihrer Schwester und den Kindern Halt zu geben, doch sie kann nicht verhindern, dass es eines Tages zur Katastrophe kommt ...

Zwei Schwestern und ein unheilvolles Vermächtnis – tief bewegend und spannend wie ein Krimi

## Zur Autorin

Drusilla Campbell wurde in Melbourne, Australien, geboren und war sechs Jahre alt, als ihre Familie nach Kalifornien übersiedelte. In ihrer Jugend reiste sie viel, war u. a. Lehrerin in London und zog dann mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen nach Washington DC. Sie schrieb immer wieder, verarbeitete aber erst in diesem Roman (ausgezeichnet mit dem San Diego Book & Writing Awards) die Geschichte ihrer Mutter. Heute lebt sie mit ihrer Familie in San Diego.

DRUSILLA CAMPBELL

# Das Gewicht der Liebe

Roman

Aus dem Amerikanischen von Evelin Sudakowa-Blasberg

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
THE GOOD SISTER  
bei Grand Central Publishing, Hachette Group, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 10/2012  
Copyright © 2010 der Originalausgabe by Drusilla Campbell  
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion | Anja Freckmann  
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München  
unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Arcangel  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2012  
ISBN: 978-3-453-35672-6

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für Art  
in Erinnerung an einen verlorenen August*



Zuhause – das persönliche Tagebuch, mit dessen Hilfe  
wir lernen, wer wir sind, indem wir aufzeichnen,  
wen wir lieben.

JUDITH TATE O'BRIEN





SAN DIEGO, KALIFORNIEN  
MÄRZ 2010

*Der Staat Kalifornien gegen Simone Duran*

Am ersten Tag von Simone Durans Verhandlung wegen versuchten Mordes an ihren Kindern verschworen sich die Naturgewalten und brachen mit geballter Macht über Südkalifornien herein. Arktische Unwetter, die den Norden von Los Angeles bereits den ganzen Winter über abwechselnd lahmgelegt oder überschwemmt hatten, wählten die zweite Märzwoche, um über den Süden herzufallen und waren nun in einer Reihe aufgestellt, eine Phalanx aus Wind und Regen, die sich bis nach Alaska erstreckte. In San Diego setzte nach Mitternacht ein schüchternes Nieseln ein, das im Morgenrauen an Kraft gewann und nun, mit einem harten Nordwestwind im Gefolge, die Stadt mit strömendem Regen überflutete.

Im stickigen Gerichtssaal strich ein Luftzug über Roxannes Nacken und jagte ihr einen Schauer über den Rücken: Sie fürchtete, wenn die Temperatur nur um ein Grad fiel, würde sie zu zittern beginnen und außerstande sein, es wieder zu stoppen. Einer der Zuschauer in den Rängen hinter ihr hatte einen hartnäckigen Bronchialhusten. Roxanne

stellte sich Bazillen vor, die wie Pollen in der Luft herumschwebten. Sie fragte sich, ob feindselig gesinnte Leute – die Gaffer und Voyeure, die Schaulustigen, die selbst ernannten Experten und sensationslüsternen Prozessjunkies – Bazillen in sich trugen, die bösartiger waren als jene von Freunden und Verbündeten. Wenngleich sich in der Menge nicht gerade viele wohlmeinende Menschen befanden. Die meisten der anwesenden Männer und Frauen repräsentierten die Millionen von Menschen, die Simone Duran hassten. Und sollten ihre Bazillen nur halb so vernichtend sein wie ihre Gedanken, würde Simone bis zum Mittag tot sein.

Roxanne und ihr Schwager, Johnny Duran, saßen in der ersten Zuschauerreihe, direkt hinter dem Anwalts-tisch. Johnny war wie immer tadellos gekleidet, gepflegt und gut aussehend. Doch neues Grau durchzog sein schwarzes Haar, und um seine Augen und den Mund hatten sich Linien eingegraben, die vor sechs Monaten noch nicht da gewesen waren. Er war Eigentümer und gleichzeitig Vorsitzender eines Millionen Dollar schweren Bauunternehmens, das auf Hotels und Bürokomplexe spezialisiert war, ein Mann mit vielen Freunden, einschließlich des Bürgermeisters und des Polizeichefs. Aber seit dem Mordversuch an seinen Kindern hatte er sich zurückgezogen, verbrachte seine gesamte Freizeit mit seinen Töchtern. Roxanne und er hätten einander viel zu sagen gehabt, und gleichzeitig nichts. Sie wusste, dass ihm dieselbe Frage durch den Kopf ging wie ihr, und beide wussten sie um deren Sinnlosigkeit: Was hätten sie anders machen können oder sollen?

Nach der Anklageerhebung wegen Mordversuchs in mehreren Fällen war Simone für neunzig Tage zur Beobachtung ins Psychiatrische Krankenhaus St. Anne's eingewiesen worden. Die Kautions wurde auf eine Million Dollar festgesetzt, und als Sicherheit bot Johnny das Seehaus an. Er mietete eine Wohnung an einem Canyon, wo Simone und ihre Mutter, Ellen Vadis, nach Simones Entlassung aus dem St. Anne's lebten. Ihre Kautions war an strenge Auflagen geknüpft. Es war ihr verboten, Kontakt mit ihren Töchtern aufzunehmen, sie musste eine elektronische Fußfessel tragen und durfte die Wohnung nicht verlassen, es sei denn in Begleitung ihres Anwalts bei Angelegenheiten, die ihren Fall betrafen, oder in Begleitung ihrer Mutter für die Sitzungen bei ihrem Psychiater.

Wie Johnny kam auch Roxanne mehrmals in der Woche bei Simone vorbei. Soweit Roxanne es beurteilen konnte, trugen diese Besuche – angespannt wie sie waren – bei keinem der Beteiligten zur Stimmungsaufhellung bei. Sie verbrachten Stunden auf dem Sofa, sahen fern, hielten sich manchmal an den Händen. Während Roxanne oft über ihr Leben erzählte, über ihre Arbeit, ihre Freunde oder irgendein anderes Thema, das die Illusion aufrechterhalten sollte, sie seien ganz normale Schwestern, gab Simone nur selten etwas von sich. Manchmal bat sie Roxanne, ihr aus dem Märchenbuch vorzulesen, das sie seit ihrer Kindheit hatte. Geschichten von tanzenden Prinzessinnen und verzauberten Schwänen hatten auf Simone eine ebenso beruhigende Wirkung wie ein Schlaflied auf ein Baby, und mehr als einmal hatte Roxanne sie schlafend auf dem Sofa zurückgelassen, zugedeckt mit einem Kaschmirtuch und

das Buch neben ihr. In letzter Zeit hatte Simone sich wieder angewöhnt, wie früher als Kind am Daumen zu nuckeln. Roxanne machte sich nichts vor: die alte Simone, das alberne Mädchen mit seinen Geheimnissen und Ansprüchen, den manischen Hochphasen und den schwarzen Löchern, in denen die Trieze-Männchen hausten, ja, auch die Simone mit all ihrer Liebe war womöglich für immer verschwunden.

Eine Hausapotheke voller Medikamente, die sie morgens und abends einnahm, um wach zu bleiben und einschlafen zu können, dämpfte ihre Manie fast bis hin zur Katatonie und hob ihre Stimmung dann wieder an, bis sie sich in einem halbwegs normalen Gleichgewicht einpendelte. Sie nahm Medikamente, die ihre Stimmung aufhellten, ihre Aufmerksamkeit schärften, ihren Überschwang verflachen ließen, ihre Angst dämpften, ihre Vorstellungskraft zügelten, ihre Paranoia verringerten und ihre Neugierde mit einem Pfropfen verstopften. Die Atmosphäre in der Wohnung war nahezu unerträglich künstlich.

Im ganzen Land waren die Zeitungen, Zeitschriften und Blogs voll mit Versionen von Simones Geschichte, die als Wahrheit verkauft wurden. Ihr Bild tauchte oft auf dem Fernsehbildschirm auf, in der Regel hinter einem empörten Moderator oder Talkshowgast. Manchmal war es das Foto, das am Tag ihrer Verhaftung geknipst worden war, gelegentlich eines der gestellten Fotos von jenem unseligen Dinner, als sie so schön ausgesehen hatte, obwohl sie innerlich fast umkam. Die Radioschwätzer konnten gar nicht aufhören, sich über sie zu ereifern, darüber, was für ein Monster sie doch sei. Durchgeknallte Besserwisser blockier-

ten die Rufleitungen. Wöchentliche Artikel in der Regenbogenpresse behaupteten, die ganze Geschichte zu kennen und zu berichten.

Die ganze Geschichte! Hätte Roxanne noch irgendeinen Sinn für Humor übrig, wäre sie über eine solch absurde Behauptung in lautes Gelächter ausgebrochen. Simones Geschichte war auch die von Roxanne. Und die von Ellen und Johnny. Sie alle waren für das verantwortlich, was an jenem Septembernachmittag geschehen war.

Roxannes Mann, Ty Callahan, hatte angeboten, seine Arbeit am Salk Institut so weit wie nötig auf Eis zu legen, damit er sie zur Verhandlung begleiten könne, aber sie wollte ihn nicht dabei haben. Er und ihre Freundin Elizabeth waren Verbindungsglieder zu der Welt hoffnungsvoller, optimistischer, normaler Menschen. Der Gerichtssaal würde Tys uneingeschränkte Zugehörigkeit zu dieser Welt zu nichtemachen.

Am Abend davor hatten sich Roxanne und Ty Essen vom Chinesen kommen lassen. Danach hatte er gelesen, und sie war mit dem Kopf auf seinem Schoß dagelegen und hatte nach dem leeren Raum in ihrem Hirn gesucht, wo sich die Stille verbarg. Sie waren früh zu Bett gegangen und hatten sich mit überraschender Dringlichkeit geliebt, als stünden sie unter dem Diktat der Zeit und müssten ihre Beziehung, bevor es zu spät wäre, auf elementarste Art festigen. Roxanne hätte hinterher schlafen sollen, stattdessen war sie aufgestanden und hatte sich die halbe Nacht Werbespots für Computer-Karrieren und wunderwirkende Hautcremes angesehen, ehe sie schließlich auf dem Sofa eingeschlafen war, wo Ty sie am nächsten Morgen mit

Chowder, ihrem blonden Labrador, fand, der, einen Ball zwischen den Vorderpfoten, auf dem Boden neben ihr schnarchte.

»Schau mich nicht an«, sagte sie, sich aufsetzend. »Ich sehe fürchterlich aus.«

»Stimmt.« Ty reichte ihr eine Tasse Kaffee, und sein Lächeln ging über ihr auf wie die Sonne. »Die hässlichste Frau, die ich heute früh gesehen habe.«

Sie legte die Stirn an seine Brust und schloss die Augen. »Sag mir, dass ich das heute nicht tun muss.«

Er zog sie an sich. »Wir stehen das durch, Roxanne.«

»Aber wer werden wir hinterher sein? Wenn es vorbei ist?«

»Ich denke, das müssen wir einfach abwarten.«

»Wirst du da sein?«

»Falls ich auf die Idee kommen sollte fortzugehen, werde ich dich vorher abholen.«

Sie schloss die Augen im Gerichtssaal und stellte sich Ty vor, umringt von seinen Post-Doktoranden, ernste junge Männer und Frauen, die auf eine Art zu ihm aufsahen, die Roxanne damals, als sie noch lachen konnte, süß und leicht amüsant gefunden hatte. Sie kannte die Arbeitsweise ihres Mannes, die Umsicht, die er walten ließ, die sorgfältigen Aufzeichnungen, die er mit seiner präzisen Handschrift eines Konstruktionszeichners in seine Labor-Notizbücher eintrug. Während das Leben auseinanderbrach und von einem Tag auf den nächsten nichts mehr sicher war, war es beruhigend – eine Art Meditation –, an Ty zu denken, wie er am anderen Ende der Stadt in einem Labor mit Blick auf den Pazifik arbeitete.

Anwalt David Cabot und Simone betraten den Gerichtssaal und nahmen ihre Plätze am Anwaltsstisch ein. Cabot war Johnnys erste Wahl als Verteidiger für Simone gewesen. Als ehemaliger Quarterback bei den San Diego Chargers hatte er nicht besonders viele Spiele gewonnen, aber dafür umso mehr Bewunderung für seine Führerqualitäten und seinen Charakter errungen. Seine Gewinn-Verlust-Statistik war bei Gericht besser als im Football. Er hatte sich durch die Verteidigung von kontroversen Fällen einen Namen gemacht, und Simones Fall fiel definitiv in diese Kategorie.

Neben Cabot saß Simone: klein und dünn, der Rücken so schmal wie der eines Kindes, konservativ gekleidet in ein schwarz-weißes Wollkleid mit passender Jacke und solidem Schuhwerk, in dem sie durch die Cowles Mountains wandern könnte. An den Ohren trug sie die silbernen Türkisstecker, die Johnny ihr zur Verlobung geschenkt hatte. Wie beabsichtigt wirkte sie sanft und ruhig, zu lieb, um ein Verbrechen zu begehen, das über regelwidriges Überqueren einer Straße hinausginge.

Die Gespräche in den Zuschauerreihen verstummten, als die Geschworenen eintraten und ihre Plätze einnahmen. Einer von ihnen, ein Collegestudent, riskierte einen Seitenblick auf Simone, aber die anderen richteten ihre Blicke quer durch den Gerichtssaal hindurch auf die gegenüberliegende Wand mit den regengepeitschten Fenstern. Unter den zwölf Geschworenen befanden sich zwei Hispanic-Frauen Mitte zwanzig, eine davon ebenfalls eine Collegestudentin; drei Männer und eine Frau, die alle Akademiker im Ruhestand waren; eine vietnamesische Handpflegerin;

und eine Schwarze mittleren Alters, die Miteigentümerin eines Copyshops war. Roxanne suchte in den Gesichtern nach Anzeichen von Intelligenz, Toleranz und Lebensweisheit, doch alles, was sie sah, war eine Auswahl ganz normaler Bürger von San Diego. Um wahrhaft über Simone richten zu können, müsste wenigstens einer der Geschworenen depressiv sein, einer sagenhaft reich und einer pathologisch hilflos.

Mögen sie einfach gute Menschen sein, betete Roxanne. Gut und sensibel und klar denkend. Mögen sie ehrlich sein. Mögen sie ins Innere meiner Schwester blicken und erkennen, dass sie kein Monster ist.



## AUGUST 1977

Roxannes Mommy sagte, sie würden mit dem Auto eine lange Reise machen und dass es ein Abenteuer werden würde, aber sie sagte nicht, wohin sie fahren oder wie lange sie wegbleiben würden. Als Roxanne Fragen stellte, ging sie einfach weg, setzte sich an den Küchentisch und rauchte Zigaretten.

In weniger als zwei Wochen sollte Roxanne in Mrs. Enos Klasse in der Logan Hills Grundschule in San Diego eingeschult werden, und sie wollte zu Hause bleiben und sich darauf vorbereiten. Mrs. Enos Klassenzimmer befand sich am Rand des Spielplatzes in einer Baracke, die nicht den Anschein erweckte, als sei sie jemals gestrichen worden. Mommy bezeichnete das Gebäude als windige Bruchbude, die noch aus der Zeit stamme, als Jesus Christus Windeln getragen habe. Roxanne wusste nicht, wer Jesus Christus war, aber sie mochte das Klassenzimmer, weil es wie ein Klubhaus aussah und die Tür sich direkt zum Spielplatz hinaus öffnete. Es kümmerte sie nicht, dass es auf dem Spielplatz keine Bäume und kaum irgendeine Vorrichtung zum Klettern oder Schaukeln gab oder dass im Schulhaus Mäuse und schwarz schimmernde Kakerlaken herum-

liefen, weil sie in der ersten Klasse etwas über Zahlen lernen würde.

Sie war bereits eine gute Leserin. Ihre Mutter und Mrs. Edison sagten, es sei direkt unheimlich, wie sie sich das alles selbst beigebracht habe. Sie fragten sie, wie sie das gemacht habe, doch sie konnte ihnen keine Antwort darauf geben. Sie achtete einfach auf Wörter, wie jene, die in Mrs. Edisons Kochbuch standen, und auf den Klang, der sie begleitete, bis die Schnörkel auf der Seite irgendwann einen Sinn ergaben. Und sie schaute sich bei Mrs. Edison die »Sesamstraße« an. So hatte sie auch gelernt zu zählen und war nun der Meinung, dass doch jeder Dummkopf mit Fingern und Zehen das schaffen konnte.

Wenn Mommy zur Arbeit ging, blieb Roxanne nebenan bei Mrs. Edison, eine sanfte, blonde Frau, die keine eigenen Kinder hatte und dankbar für das kleine Nebeneinkommen war. Sie war es auch, die mit Roxanne zur Grundschule gegangen war, ihr das Klassenzimmer gezeigt und ihr Mrs. Eno vorgestellt hatte. Die Lehrerin war groß und hatte braune Haut und krauses orangefarbenes Haar. Sie ging in die Hocke, um Roxanne auf gleicher Augenhöhe zu begrüßen. »Die werden Sie mögen«, sagte Mrs. Edison und wackelte mit den Augenbrauen. Und Roxannes Gesicht wurde heiß, weil sie wusste, dass Mrs. Edison über sie sprach.

Als sie sich verabschiedeten, schenkte Mrs. Eno Roxanne ein kleines silbernes Windrad, das sich flirrend drehte.

Mrs. Edisons Mann und Daddy waren beide Soldaten beim U.S. Marine Corps, was jedoch nicht bedeutete, dass sie beste Freunde waren. In seiner Freizeit spielte Daddy

Poker und Poolbillard im Royal Flush auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Mr. Edison dagegen steckte seine Nase immer in eine Ausgabe von *Popular Mechanics*. Mommy sagte, Mr. Edison werde es bei den Marines noch zu etwas bringen, und Daddy sagte, meine Fresse, ist ja toll.

Erwachsene benutzten eine besondere Sprache voller Wörter und geheimnisvoller Ausdrücke wie »meine Fresse«, die Roxanne nicht kannte. Eines Tages nahm Mrs. Edison sie in die Bibliothek mit, und Roxanne suchte in dem großen blauen Wörterbuch nach »Fresse«. Es stand nicht darin, und das bereitete ihr Sorge, denn wie sollte sie dann jemals die Bedeutung all der Wörter lernen, die Erwachsene gebrauchten. Im Fernsehen redeten die Kinder mit ihren Eltern, und ihre Eltern redeten mit ihnen. Fragen und Antworten wurden auch Konversation genannt, und obwohl es nie jemand aussprach, nicht direkt, wusste Roxanne, dass Mommy und Daddy mit ihr keine Konversation haben wollten.

Wenn Mrs. Edison gut gelaunt war, beantwortete sie Roxannes Fragen, oft aber ermahnte sie sie auch und sagte, Neugierde sei der Katzen Tod. Mrs. Edison hatte einen gelben Kater namens Tom, aber den brachte so leicht nichts um, denn er hatte neun Leben. Roxanne redete viel mit anderen Leuten und wusste, dass der Postbote von einem Hund gebissen und sein Arm mit zehn Stichen genäht worden war, und dass die Frau in Von's Supermarkt ein Kind bekam und hoffte, es würde ein Mädchen werden, damit sie es Rashida nennen könnte. Straßauf, straßab sprach sie mit jedem, auch mit der Frau an der Ecke, die immer einen Schal trug. All diese Gespräche, die Wörter,

die sie nicht kannte, und die widersprüchlichen Dinge, die Leute sagten, verwirrten Roxanne. Sie war zu dem Entschluss gelangt, dass es Regeln dafür geben müsse, was man an bestimmten Stellen sagte und fühlte, Regeln für das Sprechen und Regeln für das Zuhören, und manchmal hatte sie Angst, was mit ihr geschehen würde, wenn sie diese Regeln niemals lernte. Sie wollte nicht wie die obdachlose Frau werden, die sogar im Sommer eine rote Wollmütze aufhatte und in unverständlichem Kauderwelsch vor sich hin brabbelte, wenn sie ihren Einkaufswagen auf dem Bürgersteig vor Roxannes Haus entlangschob.

Roxannes Welt war voller Gebote und Verbote – geh nicht bei Rot über die Straße, fass den heißen Herd nicht an, schließ nachts die Türen zu, rede nicht mit Fremden –, und deshalb war es einleuchtend, dass es Regeln dafür geben musste, wie man redete und wie man sich verhielt. Vielleicht würde sie, wenn sie genügend Bücher gelesen und alle Wörter im Wörterbuch gelernt hätte und niemals aufhören würde, zu beobachten und zuzuhören, irgendwann verstehen, warum Mütter im Fernsehen ihre Töchter liebten, ihre Mutter aber sie nicht liebte.

Beim Abendessen sagte Mommy: »Du wirst eine Weile bei deiner Großmutter bleiben.«

Dies war das erste Mal, dass Roxanne von einer Großmutter hörte.

»Wir brechen morgen nach dem Frühstück auf. Pack, was du brauchst, in deinen rosa Rucksack, und vergiss die Zahnbürste nicht.« Mommy ging ins Bad und sperrte die Tür hinter sich ab.

Die Fragen stellten sich wie Soldaten in einer Reihe in Roxannes logischem Denken auf, eine Kompanie von Fragen, die mit *warum* und *wer* und *wann* begannen und was geschehen würde, wenn sie ihren ersten Schultag verpasste.

Sie hörte, wie Wasser rauschend in die Badewanne lief. In Kürze würde unter der Tür der Dampf wie Rauch herauskriechen. Mommy musste nervös sein. Sie nahm immer ein Bad, wenn sie nervös war. Das Medizinschränkchen öffnete sich und klickte zu; der Klosettdeckel knallte gegen den dahinter befindlichen Wasserkasten. Dies waren normale Geräusche und nichts, worüber sie sich sorgen musste. Aber wenn alles normal war, warum fühlte Roxanne dann etwas Großes und Böses und Kaltes, als wäre ein Polarbär durch die Haustür hereingekommen und stünde nun mitten im Zimmer und starrte sie an?

»Bist du böse auf mich, Mommy?« Sie saßen am Kartentisch und aßen Spaghetti.

»Wieso? Was hast du angestellt?«

Diese Reise zu ihrer Großmutter *fühlte* sich ungut an.

»Iss jetzt. Lass mich nachdenken.« Mommy wirbelte mit der rechten Hand die Spaghetti um die Gabel, während sie in der linken Hand eine Zigarette hielt.

Der Name ihrer Mutter war Ellen, und sie war hübscher als die meisten Moms im Fernsehen. Mrs. Edison sagte, sie habe Haare, für die man einen Mord begehen könnte. An den Wurzeln waren sie dunkelbraun wie Roxannes Haare, aber alle paar Wochen wusch Mommy ihre Haare mit irgendeinem stinkenden Zeug, das aus einer Tube kam und eine silbrig gelbe Farbe zauberte. Sie trug ihr Haar

in langen offenen Locken und sah aus wie einer von Charlies Engeln. Ihr Gesicht erinnerte Roxanne an die jungen Kätzchen in den Käfigen der Tierhandlung, wenn sie ihre Schnäuzchen gegen das Drahtgitter pressten und sie anmiauten. Roxanne würde am liebsten alle mit nach Hause nehmen, aber Mommy sagte, nur über ihre Leiche.

Roxanne hasste es, wenn sie das sagte.

»Und, bist du?«

»Was bin ich?«

*Böse auf mich.*

»Du weißt schon.«

»Nein, ich weiß nicht.«

»Wie lange werden wir dort bleiben?«

»Du meinst, wie lange *du* dort bleiben wirst. Ich bleibe keine Minute länger als nötig. Ich muss arbeiten, verstehst du.« Mommy arbeitete in einer Buick-Vertretung auf der berühmtesten Autohaus-Meile der USA, der *National City Mile of Cars*. Die Fernsehwerbung sagte immer, die Buick-Vertretung sei der größte Autohändler im Bezirk San Diego. »Mr. Brickman leiht mir einen guten Wagen.«

»Werde ich dort schlafen?« Der Polarbär war jetzt kurz davor, sie zu verschlingen, und in ihrem Bauch lag etwas Schweres, das sich wie ein gewaltiger Berg aus tausend Eiszürfeln anfühlte. »Ich will dort nicht schlafen. Ich will hierbleiben.« Ein Schlafzimmer, eine Küche mit genügend Platz für einen Tisch, ein Bad mit einem winzigen Fenster über der Wanne und ein mit einer Zwischenwand abgetrennter Vorbau im rückwärtigen Teil, wo Roxanne schlief. »Ich mag unser Haus.«

»Du solltest mal deinen Kopf untersuchen lassen.«

Mommy stellte ihren nackten Zeh auf das Pedal des Mülleimers, und der Deckel sprang auf und knallte klirrend gegen die Herdseite. Sie kippte den Großteil ihres Essens in den Müll. Mrs. Edison sagte, von dem wenigen, was Mommy esse, könne nicht mal ein Vögelchen überleben.

»Und was, wenn sie mich nicht mag?«

Roxannes Mutter seufzte, als hätte sie gerade einen Sack voller Steine abgestellt und den Befehl erhalten, einen neuen Sack zu schleppen. »Schau, ich weiß, dass du nicht dorthin willst, aber glaub mir, ich habe meine Gründe, und zwar sehr gute Gründe. Eines Tages wirst du mir dafür danken. Und jetzt werden wir nicht mehr darüber reden, das ist mein letztes Wort. Und ich möchte nicht, dass du mich auf Kosten deiner Großmutter anrufst und mir etwas vorheulst. Sie würde mich für diese Anrufe blechen lassen, und wie ich dir ja schon tausendmal gesagt habe, ohne dass du es endlich mal kapiert hättest, ich kann mir das Geld nicht aus den Rippen schneiden – schließlich bin ich nicht aus Geld gemacht.«

Nach dem Essen schob Roxanne einen Schemel zum Spülbecken und füllte heißes Wasser in eine viereckige Plastikschüssel. Sie wusch zwei Teller und zwei Gabeln und den Spaghetti-Topf ab. Dann spülte sie ihr Glas, rieb mit Seifenlauge die Milchreste weg, spülte es erneut so heiß, wie sie es gerade noch aushalten konnte, und stellte es auf das Abtropfbrett. Während sie hantierte, dachte sie über die Worte ihrer Mutter nach. Manche Dinge, die Erwachsene sagten, waren ziemlich albern. Aber nicht alle. Eigentlich ging es darum, herauszufinden, wann Mommy meinte, was sie sagte, und wann nicht.

*Haare, für die man einen Mord begehen könnte.*

*Ich bin nicht aus Geld gemacht.*

Roxanne wischte über die Arbeitsfläche und den Herd. Sie leerte den bis zum Rand gefüllten Aschenbecher, warf die Bierdosen in den Mülleimer und fegte den Küchenboden, sorgfältig darauf bedacht, den Besen auch in die Lücke zwischen dem Herd und dem Kühlschrank zu schieben, wo die fettigen Wollmäuse wohnten. Sie stellte sich Menschen mit Armen und Beinen aus Geldscheinen und Augen aus Münzen vor. Die Kinder hätten Indianergesichter wie auf dem Nickel, den sie einmal im Rinnstein gefunden hatte.

Roxanne stellte den Zeitschalter am Herd auf eine Stunde ein, die Zeitspanne nach dem Abendessen, in der es ihr erlaubt war, fernzusehen. Mommy mochte es nicht, wenn Roxanne zu nah bei ihr saß, aber das Verlangen, sich an die Schulter ihrer Mutter zu lehnen, ihren Körper an ihre Hüfte zu schmiegen, war so stark, dass Roxannes Haut zu prickeln begann. Es fühlte sich genauso an, wie wenn sie vor dem Herd stand und – ohne die Platte zu berühren – wusste, dass diese heiß war. Im Fernsehen hatte sie Mütter und Töchter gesehen, die einander umarmten und küssten. Sollte sie das glauben oder war Fernsehen dasselbe wie ein Märchen, eine erfundene Geschichte, nicht anders als die Vorstellung von Kindern mit indianischen Nickelköpfen?

Es gab so vieles, das Roxanne nicht wusste.

Mrs. Edison backte Pasteten und Kuchen, um zusätzlich etwas Geld zu verdienen, und sie hatte Roxanne beigebracht, die Rezepte zu lesen. Roxanne liebte Backen, denn wenn Mrs. Edison die Anweisungen, die Roxanne ihr vor-



las, genau befolgte, wurden die Süßspeisen perfekt. Doch das Leben war nicht wie Kuchen und Pasteten. Selbst wenn sie sich an alle Vorschriften hielt, hatte sie trotzdem oft Angst, wenn sie Mommy und Daddy nachts reden und lachen und streiten hörte. Obwohl Roxanne sich die Decke über den Kopf zog und ein Zelt schuf, das von ihrem eigenen vertrauten Atem erfüllt war, und obwohl die Worte der Eltern zu schnell aufeinander folgten, um sie verstehen zu können, vibrierte die Dunkelheit doch von dem zornig-frohen Stimmengewirr. Roxanne dachte an die obdachlose Frau mit der roten Wollmütze und fragte sich, ob sie jemals in der ersten Klasse gewesen war.

Roxanne und ihre Mutter wohnten in einer Straße, in der bis spätnachts der Verkehr lärmte. In ihrem Block gab es zwei Bars. Eine hatte einen Namen, den Roxanne nicht lesen konnte, weil er spanisch war. Wenn sie abends im Bett war, ließ Mommy sie oft allein und ging über die Straße zu der anderen Bar, das Royal Flush. Und wenn Daddy mal für ein paar Tage nach Hause kam, verdiente er dort mit Poolbillardspielen Geld.

Roxanne versuchte sich zu erinnern, wann sie ihren Daddy das letzte Mal gesehen hatte. Sie entsann sich, ihre Mutter gefragt zu haben, wo er sei, doch sie hatte die Antwort vergessen. Sie durchforstete ihr Gedächtnis nach Dingen, die sie vergessen oder falsch gemacht hatte und die erklären würden, warum Daddy nicht zu Hause war und Mommy sie zwang, bei einer Großmutter zu leben, die sie noch nie gesehen und von der sie bis heute noch nicht einmal etwas gehört hatte. Sie redete zu Hause nicht zu viel, im Supermarkt quengelte sie nicht wegen Süßigkeiten herum,

und sie stellte höchstens halb so viele Fragen, wie sie im Kopf hatte. Auch ihre Pflichten im Haushalt vergaß sie so gut wie nie. Es machte ihr sogar Spaß, die Küche nach dem Abendessen ordentlich aufzuräumen, und morgens brach sie ihr Bett in Ordnung und fegte den Boden, bevor sie zu Mrs. Edison ging. Es erfüllte sie mit einem Gefühl von Sicherheit, wenn alle Pflichten erledigt waren.

Im Auto fragte sie am nächsten Tag: »Sind wir bald da?«

»Wir sind noch nicht einmal in Bakersfield.«

*Bakersfield – Bäckerfeld.* Roxanne stellte sich ein Feld voller Mrs. Edisons vor, die alle Pasteteig ausrollten und Kuchen backten.

»Wie lange dauert es, bis wir in Bakersfield sind?«

»Schluss mit den Fragen, Roxanne. Sonst setze ich dich am Straßenrand aus, das schwöre ich.«

Aus dem Autofenster sah sie einen traurigen Teil der Welt, heruntergekommene Gebäude und verwahrloste, unbebaute Grundstücke, kaputte Zäune, kaum Bäume, nur Sträucher, die aussahen wie eingetrocknete Spinnen, und Papierabfall, Fast-Food-Verpackungen und Plastikcaffeebecher, die vom staubigen Straßenrand hochgewirbelt wurden, wenn Autos und Trucks vorbeirauschten. Wie würde sie hier draußen leben?

Ein trockener Wind blies Splitt in den Wagen, und Roxannes Haare flogen nach oben und flatterten ihr in verfilzten Strähnen, die an ihrer Kopfhaut rissen, ins Gesicht. Sie hob das silberne Windrad hoch und sah zu, wie es sich flirrend drehte. Sie dachte an die nette Mrs. Eno und fragte sich, ob sie sich in ihrer ersten Klasse umse-

hen und sich Sorgen machen würde, weil keine Roxanne da war.

Der geliehene Buick hatte eine glänzende Karosserie und sah fast neu aus, doch die Klimaanlage funktionierte nicht. Als Mommy das merkte, stieß sie einen Haufen schlechter Wörter hervor, die zu benutzen Roxanne verboten waren und deren Bedeutung sie sowieso nicht verstand. In der Hitze klebten Roxannes nackte Beine am Autositz. Schon jetzt war ihr klar, dass sie in Daneville unglücklich sein würde. Sie stellte sich ihre Großmutter mit einer riesigen Nase vor, die nach unten gekrümmt war und fast das Kinn berührte.

»Ich will nicht allein bei ihr bleiben.«

»Ich habe einen Job, Roxanne. Mr. Brickman braucht mich.«

Mr. Brickman, der Geschäftsführer, rief Mommy ständig an, und manchmal fuhr er sie abends zu Sitzungen, auf denen wichtige geschäftliche Dinge besprochen wurden. Sie zog sich für ihre Arbeit als seine Sekretärin schick an und war immer aufgereggt, wenn ein neuer Arbeitstag begann. Aber bis zum Nachmittag, wenn sie Roxanne von Mrs. Edison abholte, hatte sich ihre Stimmung deutlich verschlechtert, und sie konnte es kaum erwarten, sich ein Bier aufzumachen, sich auf das Sofa fallen zu lassen und fernzusehen.

»Was ist mit meinen Spielsachen?« In ihrem rosa Rucksack war nicht viel Platz gewesen. »Und mit meinen Büchern?«

»Deine Großmutter hat ein ganzes Zimmer voller Bücher.«

Das war die erste gute Nachricht, die Roxanne hörte.

»Was für Bücher?«

»Bücher, Bücher! Woher soll ich das wissen?«

Roxanne hatte ihre Mutter nur beim Lesen von Zeitschriften und manchmal der Tageszeitung gesehen. »Du magst keine Bücher.«

»Ich mag jedenfalls nicht, wenn man mir sagt, ich muss sie lesen, weil ich sonst dumm bleibe.«

»Du bist nicht dumm, Mommy.«

»Na, vielen Dank.« Ihre Mutter sah sie so lange an, dass Roxanne schon fürchtete, sie würde einen Unfall bauen. »Manchmal bin ich mir da nicht so sicher.«

Mommy sagte: »Halt Ausschau nach Schildern nach Visalia.«

»Fahren wir dorthin? Fahren wir nach Visalia?«

»Herrgott, Rox. Ich habe dir doch gesagt, dass wir nach Daneville fahren. Die Abzweigung ist in der Nähe von Visalia.«

Mommy drückte das Gaspedal durch und überholte einen Truck, der von einem Mann mit einem weißen Strohhut gefahren wurde. Roxanne lächelte ihm zu und winkte mit ihrem silbernen Windrad, und er winkte zurück.

Sie riskierte eine weitere Frage.

»Wieso magst du sie eigentlich nicht?«

»Hab ich das behauptet?«

»Ist sie deine Mutter?«

»Nein. Sie ist Jackie Kennedys Mutter. Was glaubst du denn, Roxanne? Herrgott noch mal!«

Mommy murmelte noch irgendetwas anderes. Roxanne

sah, wie sich ihre Lippen bewegten, doch die einzigen Laute, die sie vernahm, waren Klicklaute und Schnauben. Im Winter hatte Roxanne eine Ohrentzündung gehabt, und seitdem hörte sie mit dem linken Ohr nicht mehr sehr gut.

Mommy riss das Lenkrad herum und bog in eine Ausfahrt ab.

»Ist das Visalia?«

»Wenn ich nicht bald eine Coke kriege, falle ich tot um.«

Vier Autos warteten am Ausgabefenster des Drive-in-Restaurants Jack in the Box. Vier plus der Buick ergaben fünf. Roxanne rechnete das aus, ohne ihre Finger zu Hilfe zu nehmen. Zusammenzählen und Abziehen war einfach, wenn die Zahlen nicht zu hoch waren, aber Sorge bereitete ihr die Multiplikation. Allein das Wort war schwierig auszusprechen.

»Was ist mit der Schule?«

»Oh, glaub mir, die alte Dame wird dich in die Schule stecken. Sie legt großen Wert auf Schule.«

Die Worte hörten sich gut an, doch Mommys Ton verhiess etwas anderes.

»Weiß Daddy, dass ich zu Granny gehe?«

Mommys Gesicht wurde plötzlich dunkelrot. »Findest du das etwa witzig?«

»Was ist witzig?«

»Er ist tot, Roxanne. Schon vergessen? Du scheinst ein Loch im Kopf zu haben.«

Sie wollte sich nicht daran erinnern, wie Mommy geweint hatte, wie sie Pfannen und Töpfe gegen die Wand geknallt und gekreischt hatte: *Was, zum Teufel, soll ich jetzt tun?* Später war Mrs. Edison vorbeigekommen, und

Mommy und sie hatten Whisky getrunken. Mrs. Edison hatte gesagt: »Sie verlassen uns immer. Auf die eine oder andere Weise.«

»Wie ist er gestorben?«

»Er war Soldat. Soldaten sterben.« Ellen nahm die rechte Hand vom Lenkrad, griff hinter ihren Kopf und hob ihr langes Haar im Nacken hoch. »Bei Judas und allen Verrätern, ich hasse dieses beschissene Tal!«

Roxanne starrte auf das schimmernde Autoradio und las den Namen, der auf dem oberen Rand stand: MOTO-ROLA. In Büchern und im Fernsehen gab es, wenn der Vater eines Mädchens starb, eine Bestattungsfeier und jede Menge zu essen, und das Mädchen weinte und alle waren nett zu ihm. Aber soweit Roxanne wusste, war nichts dergleichen geschehen.

»Hatte Daddy eine Bestattungsfeier?«

»Ich möchte nicht darüber reden. Vergiss es einfach.«

Roxanne zog die Beine auf den Sitz hoch und schlang die Arme um ihre Knie. Ihr Daddy war tot, aber sie war nicht traurig, nicht einmal ein bisschen. Sie wollte es einfach nur vergessen.

Zurück auf dem Highway, schlief Roxanne ein. Als sie aufwachte, fuhren sie auf einer zweispurigen Straße, und auf beiden Seiten reihten sich Bäume wie strammstehende Soldaten. Roxanne versuchte, sie zu zählen, doch sie flogen zu schnell vorbei und brachten sie zum Schielen. Durch das offene Autofenster strömte Luft herein, die nach Früchten und Wein roch. Am Straßenrand ragten steife braune Gräser auf, doch die Bäume dahinter waren

dunkelgrün und warfen Schatten, die wie tiefe Teiche aussahen.

»Hat meine Großmutter eine Hängematte?«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe sie vor deiner Geburt das letzte Mal gesehen.«

In der Antwort ihrer Mutter lag eine Welt von Einsamkeit, und Roxanne war klug genug, nicht weiter nachzubo-  
horen.

»Wird sie mich mögen?«

»Wenn du dich anständig benimmst.«

»Wie benehme ich mich anständig?«

»Herrgott, Roxanne, gib mir einfach etwas Raum, etwas Luft. Diese Fragen rauben mir den Atem. Sie ist okay, du wirst sie wahrscheinlich sogar mögen. Sie ist ... ordentlich, genauso wie du.«

Ordentlich und Bücher und legt großen Wert auf Schule.

»Sag mir, an welchem Tag du zurückkommst.«

»Glaubst du, ich habe in meinem Kopf einen Kalender?«

Roxanne mochte Kalender.

»Meine erste Klasse geht bald los.«

»Und du wirst sensationell sein.«

»Ich habe meine Lehrerin getroffen. Sie heißt Mrs. Eno und sie hat oranges Haar.«

»Roxanne, bitte ...«

»Ich habe ihr erzählt, dass ich Rezepte lesen kann. Ich kenne die Wörter für Milch und Butter und Eier und ...«

»Hör auf damit, Roxanne.« Die Stimme ihrer Mutter war brüchig wie der Bürgersteig vor ihrem Haus. »Ich warne dich, fordere dein Glück nicht heraus.«

Sie fuhren an einem Haus mit einem danebenstehen-



Drusilla Campbell

**Das Gewicht der Liebe**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-35672-6

Diana

Erscheinungstermin: September 2012

Zwei Schwestern und ein unheilvolles Vermächtnis — tief bewegend und spannend wie ein Krimi

Sie sind unzertrennlich und könnten doch unterschiedlicher nicht sein: Roxanne und ihre neun Jahre jüngere Schwester Simone. Die eine beruflich erfolgreich und glücklich verheiratet, die andere — oft haltlos und traurig — scheint mit vier Kindern überfordert zu sein. Aber Simone liebt ihre Töchter, will den Alltag ohne Roxannes Hilfe bewältigen und scheitert doch immer wieder. Unweigerlich steuert sie auf eine Katastrophe zu, die Roxanne im alles entscheidenden Moment nicht verhindern kann ... Drusilla Campbells so brisanter wie aufrüttelnder Roman, erzählt nach einer wahren Geschichte, wird niemanden kalt lassen.